

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 20

Artikel: Geschichte unterwegs
Autor: Schaer, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

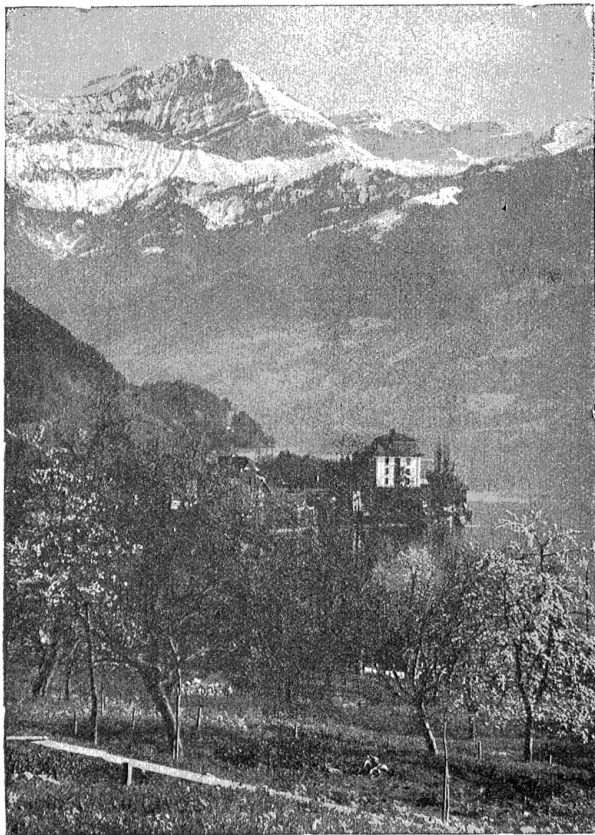
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und Schuld... fühlst du dich unschuldig wie ich, was zürnst du mir?"

„Ist dies deine Lehre, du Heiliger?"



Merligen am Thunersee im Frühling.

„Ja, dies ist meine Lehre! Du hältst für Sünde, was wir getan, ich aber sage dir, solches glauben nur die Kinder des Teufels, und die Pfaffen bestärken sie in ihrem Teufelsglauben!"

„Willst du schwarz aus weiß machen?"

„Ich mache weiß aus weiß und reinige, was die Pfaffen angeschwärzt haben!" Und kurz befehlend, fügte er bei: „Sünde an!"

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte unterwegs.

(Heimatkundliches aus Merligen.)

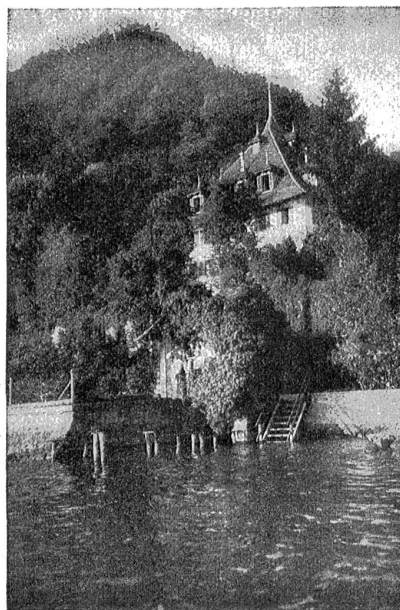
II.

Wir steigen am besten in Gunten aus, um den Weg zu Fuß nach Merligen zurückzulegen. Das Muster einer breit angelegten, asphaltierten Uferstraße mit Trottoir. Es ist lange her, seit die Beatuspilgerzüge ihren Weg zirka 40 Meter überhalb dieser, den sogenannten Oberländerweg, wählen mußten. Noch nach der bernischen Reformation (1528) mußte die Regierung bei Strafe die Wallfahrt nach dem St. Batt verbieten und schließlich die Höhle des Einsiedlers zu vermauern den Befehl erteilen, worauf ein Kirchlein, zweckmäßiger plaziert, auf den Beatenberg zu stehen kam. Die neuere Geschichtsforschung hat nun auch mit dem Heiligen selber aufgeräumt, trotzdem ihn der ehrwürdige Bischof von Basel, Herr Dr. Jakob Stammer, in einer sehr sympathischen Schrift zu retten suchte. Die Beatus-Legende wurde von Kennern endgültig an ihren Ursprungsort, Südfrankreich, zurückverwiesen und unserem stillen Gelände am Thunersee nur noch die Möglichkeit zugestanden, das Höhlentischlein

jenem südfranzösischen Heiligen Beatus geweiht zu haben, gleich wie die Sigriswiler das ihrige dem Gallus. Die Pilger aber brachten Verdienst ins Land. Die Fremdenindustrie ist also sehr alt. Die Gebeine St. Battens wurden ihr zu Liebe wohl recht oft ersetzt und schließlich in Edelmetall gefaßt, wie erzählt wird. Ja, es ist lange her. Keine Fahrstraße führte dahin. Merligen war sozusagen nur „zur See“ zu erreichen. Diese Abgeschlossenheit vom Verkehr brachte ihm den heute nicht mehr gerechtfertigten Ruf eines bernischen Abdera.

Wir nähern uns dem Stampbach. Ein lieblicher, rebenumlaubter Schlupfwinkel. Die letzten Reben der einst so weinseligen Gegend! (?) Zwei Namen huschen durch unser Gehirn, und wir werden nachdenklich: Widmann und Woker. Hier horstete einst der literarische Scharfrichter (J. B. Widmann), der Jahrzehnte lang unserem Lande in Sachen des Geschmacks die Richtung gewiesen hat, und hier lebte Professor Woker, der ebenso lange für unsern Kanton die Weltgeschichte „machte“. Ehre den beiden Namen, Ehre dem Winkel, in dem ein Amboß geistesgeschichtlicher Waffenschmiede lagerte. Achtung: Das gelbe Tram saust um die Ecke! — Neue Zeit: Asphalt-Tram!

Ralligen grüßt türmchenlustig herüber. Bald sind wir dort. Es lächelt uns aus Fenstern, aus Gartenhäuschen und Badekabinen, aus Busch und Rohr entgegen. Lauter fröhliche Badfische in Bubiköpfen und moderner luftiger Kleidung. Eine Haushaltungsschule für „Bessergestrahlt“. Ein eigenes Kochbuch, „Ralligen-Kochbuch“, macht berechnete Reklame für diesen Ort. Einst kelterten hier die Mönche des Klosters Interlaken die Reben und zogen den Zehnten ein. Auch sie mochten sich des Lebens auf ihre Art hier gefreut haben, so sie auf Wochen den muffigen Klosterzellen entronnen waren. Die Reformation machte diesem Idyll ein Ende. Das Haus ging an Berner Patrizier über, die es fürs ganze Jahr wohllich machten. Einer aus dem Geschlechte der ersten Besitzer, Georg Frenburger, verließ den Sitz, um sich in nahen Gebirge als frommer Einsiedler niederzulassen, weil ihm die neue Lehre doch nicht recht zusagte. Die Nachfolger in Ralligen hießen Spillmann, Michel von Schwertschwenke, Thormann und Fels. Ein Junfer Michel (um 1670) vergriff sich an dem hinter dem



Schloß Ralligen bei Merligen.

Landhaus ansteigenden Bannwald der Gemeinde Sigriswil. Die Parteien „wuchsen aneinander“, so daß der Schultheiß Tillier von Thun eingreifen mußte und zugunsten der Sigris-

wiler entschied. Die Sitzungen des „Irenen Gerichts Sigriswil“ galten fortan auch für Ralligen (1675). Auf der sogenannten „Mofestafel“ in der Kirche zu Sigriswil und vorn im Chor über einem reservierten Stuhl sind die Namen „Anthoni Fells und B. L. Michel“ samt ihren Wappen angebracht. Die Junker von Ralligen scheinen früher fleißige Kirchengänger gewesen zu sein. Aber auch die Kochlehrtöchter sieht man hin und wieder dort. Vorübergehend kam das Gut an die Tschagggen von Thun und gehört heute der Firma Christen, Eisenhandlung in Bern. Vater Christen hat seinerzeit, einen Rahlslag einstiger Raubwirtschafter korrigierend, dem See entlang aufgeforstet und mannigfaltiges Nadelholz eingeführt.

Mit dem Namen Ralligen taucht auch die Sage von der „Stadt Rall“ auf, die oberhalb des Landhauses durch einen Bergsturz der Ralligstöcke soll verschüttet worden sein. Angeblich führten dort Goldgräber ein gottloses Leben und jagten ein obdachsuchendes Zwerglein in die Nacht hinaus. Dieses bewirkte tags darauf den verderblichen Bergsturz, auf dem es selbst herunterritt, um ihn von jenem Häuschen abzulenken, in dem es schließlich doch noch Unterkunft gefunden hatte.

Da weder Sagen noch Legenden ohne historischen Hintergrund zu denken sind, so muß auch hier zugrunde liegen entweder ein tatsächliches Vorkommnis oder eine Übertragung. Nun meldet der burgundische Geschichtschreiber Fredegar von einem merkwürdigen Naturereignis aus dem Jahre 599. Er berichtet, daß damals „der dunensische See, in welchen der Fluß Arula einfließt“, in ein solches Sieden geraten sei, daß man darin gesottene Fische gefunden hätte. Wir äußerten vor einigen Jahren zu einem Geologen die Vermutung, es könnte sich hier um den Rallig-Bergsturz handeln. Kein Widerspruch seinerseits. Vor kurzem aber erschien nun ein Buch, worin, auf diesen Geologen bezugnehmend, die Vermutung bereits der Öffentlichkeit (fast schon als Tatsache) anheim gegeben wurde. Man sieht, wie heute noch Sagen entstehen, auch ohne den Willen des wahren Verursachers. Bleibt das Goldgraben zu erklären. Kohlenflöße wurden in der Bergsturzgegend noch um 1800 ausgebeutet, warum nicht auch früher? Das sind Sagen-Möglichkeiten: Kohle — Gold!? Aber ich will nichts gesagt haben.



Altes Bauernhaus „von Gunten“ in Merlingen.
(Phot. Dr. Feuserger, Gunten.)

Auf unserer Wanderung weiter. Beim Gerbibachbrüdlein beginnt das Dorf Merlingen. Ah, Gerbibach, den



Merlingen mit Blick auf den Niesen. Die vom Brande 1898 zerstörten und flüchtig wieder aufgebauten Häuser.
(Photoglob.)

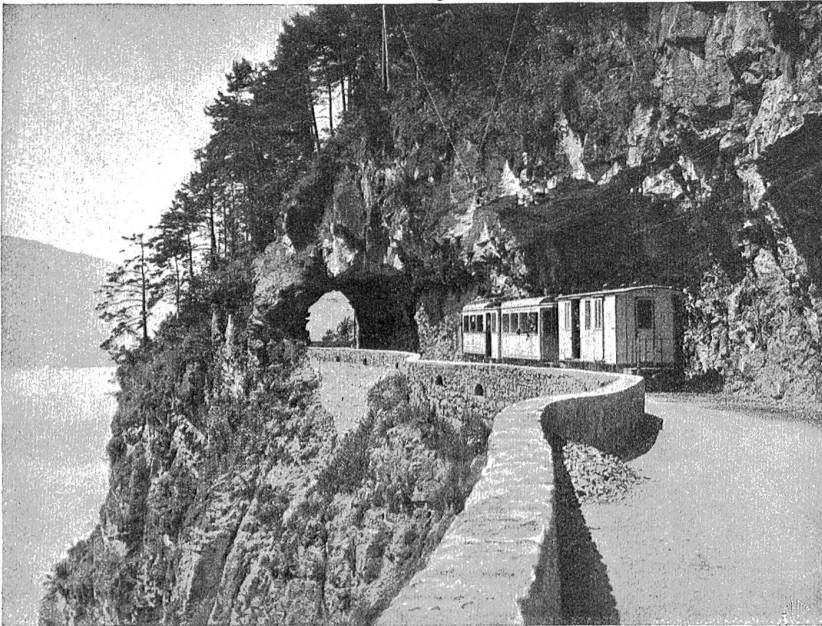
kennen wir von Ruhn her. In seinem Lied „Entstehung der Alpenrose“ heißt es:

„E Morge früh daß d'Sterne schyne,
Er uf u z'Weg, dür d'Allmit uf,
U-n-über Oberhuse-n-yme
Dem Gerbibach na der düruf....“

„Beir Gerbe“, heißt es heute noch am Ausfluß des Baches, weiter oben nennt er sich Stillenbach und Kienigraben. O Unererschöpflichkeit der volkstümlichen Namensgebung! Anderes Beispiel dafür. Auf dem Weg von Gunten nach Sigriswil (Fußweg 1½ Kilometer) bezeichnet der Einheimische einzelne Teilstücke dieser kurzen Strecke mit: Guntenstuf, beim weißen Trühl, in der Ebnit, in der Halten, bei Hauptmanns Schürli, bei der Würzen, im Rakenloch, am grünen Tor, im Chraggägli. Neun Namen auf 1½ Kilometer!

Doch zurück an den Gerbibach. Und hinein ins Dorf. Da wir wegen endlos langen Ladenwänden vor den modernen Chalets nur noch selten einen Ausblick auf den See gewinnen, bleibt uns um so mehr Muße zum ruhigen Betrachten der Bauart. Drei Zeitalter treten in Erscheinung: 1. Die vom Dorfbrande im Jahre 1898 (11. April) verschonten Häuser. 2. Die in Eile erstellten billigen Neubauten nach dem Brande. 3. Die Chalets und Steinbauten Neueingewanderter.

Das Dorf steht auf einem vom wilden Grönbach aufgeschütteten Delta; die gerade gelegte „Schale“ (Bachbett) teilt ein in die Bewohnerschaft diesseits und jenseits des Grabens (Baches). Im sogenannten Vorderdorf (westlich) und jenseits des Baches liegen die Häuser des alten Merligen unversehrt beieinander: Alte, stilreine, sonnen- und wettergebräunte Chalets, teilweise mit Schnitzornamenten und Inschriften. Sie haben die Tage gesehen, da der Merliger am Morgen die Ziegen auf die Gasse trieb, wo sie der Geißhub sammelte und nach dem Grön (vorderste Alp im Juktistal) führte. Ruhn berichtet, daß die Ortschaft 1806 153 Ziegen besaß. „Tuchheh, der Geißhub bi-n-i ja“, sang der Sigriswiler Pfarrvikar. Er berichtet vom Merliger Geißhub auch in den „Alpenrosen“ Besonderes. Die 66 Kühe der Merliger (die derselbe Gewährsmann für damals notiert) fanden ihr Futter auch im Grön oder drüben überm See, wohin sie auf großen „Böden“ mit Stehrudern gebracht, oder von wo ihnen das Futter zugerudert wurde (Faulensee, Krattigen, Leihigen). Heute ist der Viehstand auf mehr als die Hälfte jenes ansehnlichen Bestandes zurückgegangen. Das einstige Bauern- und Fischerdorf sucht sein Auskommen heute mehr und mehr im Handwerk und Fremdenverkehr. Der enge Raum zwischen Berg und See einerseits und die



Rechtsufrige Chunerseebahn. — Selspartien bei Merligen.

Entferntheit der Sutterplätze andererseits machten die Landwirtschaft zu beschwerlich und unrentabel.

Da kam der Brand (1898) und zerstörte 47 Gebäude, worunter 36 Wohnhäuser. Ebenso viele Familien (160 Köpfe) wurden obdachlos und arm. Die Häuser waren durchschnittlich zu 1000 bis 1400 Franken versichert, mit welcher lächerlich geringen Summe natürlich kein Neubau erstellt werden konnte. In dieser Kluft lag das eigentliche Unglück. Den Mobiliarschaden berechnete man auf rund Fr. 50,000, wovon durch die Versicherung nur rund Fr. 32,000 gedeckt waren. Die Baukosten der neu zu erstellenden Häuser beliefen sich damals auf Fr. 5—8000 pro First. Es schien ein Verhängnis über dem schwergeprüften Dorfe zu liegen. Hatte doch erst 40 Jahre zuvor der Grönbach dasselbe überschwemmt und geschädigt.

Der Brand war durch die Unvorsichtigkeit eines alten Mannes verursacht worden. Der 77jährige Greis Ulrich Spieler hatte sich mit dem brennenden „Stuckerli“ im Mund auf die Heubühne begeben. Der aus dem Joststal zu der Zeit wütend herniederstürzende „Seiterluft“ trug den Brand sofort über das ganze Ober- oder Innerdorf, an der Halde westlich vom Bach. So rasch, daß der 67jährige Christen von Gunten in seinem Stübchen überrascht, vom Ausgang getrennt und verbrannte. Um 6 Uhr abends war das Feuer ausgebrochen, nach einer halben Stunde stand das ganze Häuserviertel in Flammen. Von allen Seiten rasselten nun die Feuerspritzen heran oder wurden auf den Schiffen herbeigefahren: von Spiez, Faulensee, Krattigen, Leißigen, Därigen, Thun, Wilderswil, Bönigen, Ringgenberg, Matten, Interlaken, Unterseen, Strättligen, Silterfingen, Oberhofen, Gunten, Ringoldswil, Aeschlen, Schwanden, Tschingel, Sigriswil, Beatenberg. Dem Feuer konnte vor der Mühle, dem Schulhaus und dem Hotel Beatus Halt geboten werden. Am Mitternacht begaben sich die auswärtigen Spritzen auf den Heimweg.

Es setzte sodann eine öffentliche Hilfstätigkeit ein, die alle Erwartungen übertraf. Ein örtliches und dann ein allgemeines Hilfskomitee nahm die Arbeit an die Hand. Es regnete Aufrufe übers ganze Land. Sie wurden gehört und trugen Frucht. Die Gaben flossen reichlich, bis am 19. Juli plötzlich die Kunde vom Brande des Dorfes Gstaad kam, worauf sich die öffentliche Mildtätigkeit dorthin wandte. Die Hilfsaktion für Merligen ergab die schöne Summe von Fr. 73,525 und 2000 Kolis Naturalgaben (Wert Fr. 6500). An sämtliche Unversicherte konnten 80 Prozent ihres Scha-

dens an unversichertem Mobiliar verteilt werden, an die Versicherten 20 Prozent ihrer Mobiliarversicherungssumme, an die Hausbesitzer im ganzen Fr. 42,630. Wer mehr als Fr. 20,000 Vermögen besaß, erhielt nichts.

Die Geldspenden stammten größtenteils aus dem Kanton Bern = 58,000 Franken. Die übrige Schweiz steuerte 12,000 Franken. Das Ausland, meist Auslandschweizer, 4000 Franken (runde Zahlen).

Der Aufbau Neumerligens geschah in jener „stillosen“ Zeit um die Jahrhundertwende, und wir brauchen darüber keine Worte zu verlieren. Der Heimatschutz hatte damals keine Tätigkeit leider kaum aufgenommen. Deshalb wird es auch dem ungeübten Auge leicht, jene billigen Neubauten herauszufinden, die, obgleich sie an den unversehrten gebliebenen alten Häusern prächtige Vorbilder gehabt hätten, unser für Stilkreinheit nun empfindlicheres Auge nicht mehr befriedigen können.

Seither wurden (mit der Ausnahme einiger ungeschlachter Zweidbauten) größtenteils nur gute Häuser aufgestellt, die den Anschluß an jene ältere, feinere Stilperiode wieder gefunden haben, so daß das hübsche Dorf heute wieder einer Baueinheit zutreibt.

Unsere Wanderung geht weiter zum Ostausgang des Dorfes hinaus. Die Straße führt hart dem See entlang und wird endlich zum Engpaß. Einige verlassene Baraden in einem Steinbruch. Hier beutete man früher Gips aus. Größer und rentabler sind die Gipsbrüche feilüberwärts bei Krattigen und Faulensee geblieben. Auch der Marmorbruch in der Fuchsen (Grönbachschlucht bei Merligen), von dessen grauen Blöcken am Bau des Bundeshauses Verwendung fanden, ist verlassen. Kurz vor Beatenbuch treffen wir wieder auf einen Steinbruch. Ueber ihm ein steiler Wald, der von trockigen Flußbändern überherrscht wird. „Fischbalm“ heißt die angesprengte Fluh am See, und der Wald nennt sich „Fischbalmwald“. Balm ist uns geläufig als Ortschaftsname: bei Weiringen, bei Bern, am Bucheggberg, bei Solothurn, bei Pfäfers, in Uri, bei Zermatt u., im Französischen kennen wir die Namen Col de Balme, Balma bei St. Maurice. Dann die Zusammensetzungen Balmhorn, Balmfluh (Solothurn), Balmi (Gipfel im Brienzgrat). Balm nennt sich auch eine Burgruine bei Oberhofen.

Das Wort „Balm“ ist keltischen Ursprungs, also außerordentlich alt, und kann bedeuten: Felshöhle, überhängender Fels, Schutort vor Unwetter. Fischbalm wäre also ein Refugium für Fische. Fische Tischanz in Merligen müßte allerdings diese Auslegung ablehnen, da er nichts von einem solchen Fischstellbuchein weiß.

Weiter. Die vom Beatenberggrat sich herabsenkende und im See sich versenkende Felsrippe ragt als fühne „Nase“ ins Wasser hinaus und hinterläßt nach rückwärts die Beatenbuch. Diese Nase ist gerötet von herrlichen Alpenrosen. In diese „Balm“ allerdings flüchten sich an schönen Sommertagen, mit Schiff oder Tram, zahlreiche Fischlein (Bad- und andere). Ihr Besuch gilt nicht ausschließlich dem liebenswürdigen und gastfreundlichen Einsiedler in der „Villa Beata“, sondern zum Teil auch dem Beatenberg.

Noch einen Augenblick Geduld. Wir steigen die sich langsam über den Spiegel des Sees erhebende Straße hinan. Ein Kilometer Marsch und der östliche Markstein der Gemeinde Sigriswil ist erreicht. Ein Einheimischer wird Ihnen sagen, daß heute noch diese Mark unten am See genannt wird: „Das Wideli von Destrach“. Es war einst der Ostpunkt eines weit größeren Bezirks, nämlich der Grafschaft Leinburgund, die das rechte Aareufer von Murgenthal an bis hierher in sich schloß. Sie wurde von

den Zähringern den Grafen von Buchegg zu Lehen gegeben. Als Erbmasse kam Kleinburgund dann an die Riburger (Ulrich von Riburg heiratete Anna von Zähringen), von von diesen an die Habsburger (Albrecht von Habsburg heiratete Heilwig von Riburg). Der Rachefeldzug gegen die Mörder Albrechts von Habsburg erreichte übrigens auch die Gelände des Thunersees. Auf dem Schlosse Oberhofen saßen damals die Eschenbach, Mitverschworene von Königsfelden (1308). Ihr Lehen wurde eingezogen. 1313 erklärte Habsburg-Oesterreich das liburgische Gebiet bis zu der oben erwähnten Mark als österreichisch. Hat man bei diesem Anlaß eine Weide als Markzeichen hingepflanzt? Kaum. Es stand wohl schon vorher eine dort und ihr wurde bloß ein stärkeres Zeichen beigegeben, etwa ein Kreuz im Felsen (?) Sie Oesterreich! Dort Klostergut von Interlaken (Beatenberg, Unterseen, Hahnenkralb) blieben es bis 1528, Reformation). Das „Widelt von Destrach“ behielt aber seinen Namen (es hätte ihn 1386 schon, als Bern in die Rechte Oesterreichs trat, verlieren dürfen) bis auf den heutigen Tag. Das Volk spricht ihn mit einer verehrenden Zärtlichkeit aus und kostet dabei ein ungewisses, aber beseligendes Gefühl, nach rückwärts mit großen Ereignissen verbunden zu sein.

Adolf Schær.

Im Auto.

Novellette von Anna Burg. (Schluß.)

II.

Man hatte einen Besuch in einem Vororte gemacht. Cécile, obwohl bezahlte Gesellschafterin, nahm doch eine Ausnahmestellung ein. So pflegte sie die Verwandten öfters auf ihren Ausfahrten zu begleiten und war auch heute mit Onkel und Tante zu den eine hübsche Villa bewohnenden Bekannten geladen worden. Es war dies ein noch junges Ehepaar, das zwei wilde Knaben besaß. Da Frau Jeanne eigene Kinder entbehrte, kam sie gern hieher und liebte es, die junge Mutter ein wenig zu beraten und in der Erziehung ihrer oft rebellischen Sprößlinge zu unterstützen. Sie sprach auch heute die Absicht aus, mit Mary, der jungen Frau, den Abend zuzubringen, da die Kinder nun eigentümliche Charaktereigenschaften erkennen ließen, die zu studieren ihr Vergnügen bereite.

„Du wirst mit Cécile allein nach der Stadt zurückfahren“, sagte sie zu ihrem Gatten, — „ich folge morgen früh nach.“

Der Gebieter nahm diesen mit Bestimmtheit ausgesprochenen Wunsch gelassen auf und erklärte sich damit einverstanden. Und so saß die graue, von außen kaum sichtbare Gestalt der Gesellschafterin in der Wagenede, neben dem eichenstarken und doch palmenhaft geschmeidigen Herrn, in dessen broncebraunem Gesicht die hellen blauen Augen durch eine scharfe Stirnfalte verdunkelt wurden. Der Weg zur Stadt war ziemlich weit. Der Chauffeur erhielt den Befehl, mäßig zu fahren, und so bewegte sich der Wagen, weich getragen, zwischen Gärten und freiem Wiesenland hin. Sie waren kaum fünf Minuten gefahren, so hub der Herr zu sprechen an.

„Es trifft sich ausgezeichnet, Cécile, daß mir diese unerwartete Fahrt mit Ihnen allein eine Gelegenheit schafft, die ich kaum je gefunden haben würde. Sie sind eine verständige Person, ich vertraue auf Ihre Diskretion und will Ihnen darum etwas sagen, was ich niemandem sonst zu sagen wüßte. Ich wünsche von Ihnen nicht etwa einen Rat, oder eine Hilfe: es genügt mir, mit Ihnen zu sprechen. Seltsamerweise hat der Mensch manchmal das Bedürfnis, seine verborgenen Gedanken einem Menschen gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Sie kennen mich und meine Frau. Sie wissen, daß wir ein sogenannt glückliches Ehepaar sind. Unsere gegenseitige Zuneigung ist unantastbar. Aber unsere Naturen sind keine Alltagsnaturen. Meine Frau ist so stark geistig, daß ich oft all meine gewiß nicht gewöhnliche Energie

aufbieten muß, um mich ihr gegenüber zu behaupten. Nun ist es aber unleugbar, daß der Mensch gewissermaßen aus zwei Teilen besteht. Der eine Teil bleibt auf dem geraden, sichern Weg, schreitet gleichmäßig dahin, behält das Ziel im Auge, während der andere als ein Spielball rätselvoller Sehnsucht immer wieder ins Weglose abschweift, unbegangene Straßen sucht, unerwarteten Erlebnissen nachjagt. Die solide Hälfte des Menschen hat dann oft Mühe, ihren vagabundierenden Teil zur Ordnung zu rufen und ihm nicht am Ende gar Gefolgschaft zu leisten. Aber ich glaube, daß ich bisher immer nach der besseren Seite stärker war. Dennoch kam es vor, daß Wahnbilder, Lodungen, die ich schon bei ihrer Annäherung als trügerisch erkannte, mich vorübergehend beschäftigten, vielleicht zeitweise absorbierten. Sie können nicht denken, wie ich bei solchen Gelegenheiten unter dem Argwohn, dem an Eifersucht streifenden Mißtrauen meiner Frau gelitten habe. Wohl gab sie diesem Mißtrauen nie auch nur mit dem leisesten Worte Ausdruck, aber ihr ganzes Wesen, dieses herrschgewohnte Wesen war durchtränkt davon. Die nie ausgesprochene, unter Lächeln und Scheinbarem Gleichmut verborgene Eifersucht, hing sich an mich mit der Gewalt einer eisernen Fessel. Ich empörte mich dann gegen diese Besitzergreifung von meiner Person und meinem Selbst. Liebe — so meinte ich — hätte weicher, freigebiger sein sollen. Aber, was ich sagen will, ist das, daß die Rollen heute vertauscht sind.“

Er wandte sich plötzlich seiner Begleiterin zu, und sie sah in sein broncefarbenes, sonst stahlhartes Gesicht, in dem es jetzt von verhaltener Bewegung fladerte.

„Sie kennen meinen jungen Vetter, den ich in meinem Geschäft angestellt habe — er versteht viel bei uns — zu viel, — ich kann ihn jetzt nicht mehr fern halten. — Er ist es — sehn Sie — der mich gelehrt hat, was Eifersucht ist. Wenn er bei den Abendessen, die wir allmonatlich einmal geben, zur Seite meiner Frau sitzt und ihr mit seiner verschleierten Tropenstimme Dinge erzählt, über die sie lachen kann, wie sie in meiner Gesellschaft nie gelacht hat, — dann könnte ich den Kerl erwürgen.“

Cécile dachte daran, wie der Hausherr jeweils höflich unter seinen Gästen herumging, sich in geistreicher Weise mit ihnen unterhielt, scheinbar ganz hingegeben an das jeweilige Gespräch und daß er dabei den Wunsch hegte —

„Ich sage Ihnen das, Cécile, damit ich es einmal einem Menschen gesagt habe; nur darum. Sie behalten es für sich, ich weiß es.“

Cécile wagte eine leise Bemerkung: „Ich glaube, daß Sie sich in großem Irrtum befinden, mein Onkel.“

Er packte mit heftigem Griff ihre grau behandschuhte Hand:

„Ist das Wahrheit?“

„Es ist meine Überzeugung.“

„Ah, — ich danke Ihnen. So hat mir diese Aussprache doch ein wenig Erleichterung gebracht.“

Das Auto hielt vor dem balkongeschmückten Hause. Der Herr stieg aus und ließ dann die Gesellschafterin an sich vorbeigehen, vor sich her die teppichbelegte Treppe hinaufsteigen. —

III.

Man war in der Oper gewesen, eine kleine Gesellschaft, darunter auch der junge Vetter, — Eduard — und Cécile, die in graue Seide gekleidet, ganz bescheiden und anspruchslos und doch nicht im geringsten verschüchtert oder linksch etwas abseits von den lebhaft sich unterhaltenden andern stand. Onkel und Tante wurden von Freunden aufgefordert, mit ihnen noch auf eine Stunde ins Theatercafé zu kommen und waren bereit dazu. Frau Jeanne bat den jungen Vetter, Frau Cécile im Auto heimzuleiten und den Wagen nachher wieder hieher zu schicken.

Und so saß die grau gekleidete, von außen kaum sichtbare Gestalt der Gesellschafterin in der Wagenede neben dem jungen Vetter mit der verschleierten Tropenstimme.